

THOMAS RAAB

DIE
DJURKOVIC

UND IHR
METZGER

KRIMINALROMAN



HAYMON

Thomas Raab

Die Djurkovic und ihr Metzger

Kriminalroman



Auflage:

4 3 2 1
2023 2022 2021 2020

© 2020

HAYMONverlag

Innsbruck-Wien

www.haymonverlag.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-7099-8105-4

Buchinnengestaltung nach Entwürfen von: himmel. Studio für Design und Kommunikation, Innsbruck / Scheffau – www.himmel.co.at

Satz: Da-TeX Gerd Blumenstein, Leipzig

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik · Design, München

unter Verwendung von bigstockphoto.com, aetb (Couch); bigstockphoto.com,

Nataliia Natykach (Tapete im Hintergrund); shutterstock.com,

Chaikom (Riss im Polster).

Gedruckt auf umweltfreundlichem,
chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

1

TAUBE: Falke von Taube, bitte kommen.

FALKE: Hier Falke, kommen.

TAUBE: Frage: Was ist los bei euch? Ihr rührt euch nicht. Muss ja ein Traum sein, zu zweit in der Kiste. Kommen.

FALKE: Hier Falke. Frage: Bist eifersüchtig? Besuch uns halt. Habicht freut sich. Würd sicher gern ... Kommen.

TAUBE: Trottel.

HABICHT: Dachs hat übrigens grad Bau 2 verlassen. Panisch. Kommen.

TAUBE: Hier Taube. Frage: Warum? Kommen.

HABICHT: Hier Habicht. Der BMI. Er ist zu fett geworden. Vermutlich das Alter. Mit über 50 muss man aufpassen. Kommen.

FALKE: Du Vogel! Willst mich beleidigen?

HABICHT: Dann ist es eben seine Sauferei. Jedenfalls will er sich ein neues Fell zulegen.

TAUBE: Wie, Fell? Kommen.

HABICHT: Hier Habicht. Na, Panier eben, Wäsch, Klamotten, Kleidung. Shoppen geht er.

TAUBE: Nicht gut. Falke, häng dich dran. Neues Fell heißt, wir müssen ihm ein neues Ungeziefer verpassen.

FALKE: Hier Falke. Frage: Ich? Du kennst die Problematik, oder? Kommen.

TAUBE: Dann lass dir was einfallen. Muss jetzt abrechen, in Bau 1 tut sich was. Füchsin bekommt Besuch. Diesmal drei Mann. Bussard ist dabei. Ende.

Man sieht sich immer zweimal

Vorhang auf.

„Ja, Fleischhauer! So eine Überraschung!“

Vorhang zu.

Aber ruckzuck. Grad, dass ihm die Gardinenstange nicht um die Ohren fliegt, so energisch zieht Willibald Adrian Metzger den Stoff wieder retour. Entsprechend erbot sich auch seine Reaktion.

„Was fällt Ihnen ein!“

„Keine Sorge, Fleischhauer. Ich hab dich auch nicht gleich erkannt! Ich bin's, der Heri!“

„Ich heiß Metzger und kenn keinen Heri!“

„Dann der Bertl.“

„Was jetzt? Der Heri oder der Bertl!“

„Geh, Fleischhauer! Denk nach! Wie kannst du mich vergessen haben? Oder traust du dich nicht raus, hehehe!“

Und jetzt funkt es in des Metzgers Gehirnwindungen, drückt es in seiner Magengrube. Denn einzig die Tonhöhe dieses wie ein Husten herausgestoßenen hämischen Lachens scheint sich verändert zu haben, weil Stimmbruch, der Rest aber klingt wie eh und je. Immer noch sind es exakt drei Hes an der Zahl.

Heimtücke, Herzlosigkeit, Herrschsucht.

He-He-He.

Es besteht also kein Zweifel: Weder der Heri steht da draußen vor dem Filz noch der Bertl, sondern beide: Heribert Senekowitsch. Das U-Hakerl. Als wäre dieser Morgen noch nicht übel genug. Oh Schicksal, du niederträchtiges Ungetüm! Wartest in Lauerstellung, und kaum ist der Moment endlich bestmöglich ungünstig, springst du aus dei-

nem Versteck. Tamtam. Wie die Lungenentzündung als Draufgabe nach dem Herzinfarkt.

„Oder hab ich mich geirrt, Fleischhauer, und du bist es gar nicht. Lass schauen!“

Vorhang auf.

„Na, und wie du das bist: die Senkfüße, die Wamp'n, der Rundrücken, alles da, dazu dein Zinken und die großen Ohrwascheln. Der fette Willi, wie er leibt und lebt. Wil-liblad sozusagen, hehehe! Was machst du hier?“

Eine dümmere Frage kann einem Menschen, der nur mit Rippleibchen, Unterhose und schwarzen Socken adjustiert in einer Umkleidekabine steht, wohl kaum gestellt werden!

„Dreimal darfst du raten, Senekowitsch!“

Vorhang zu.

Jetzt ist der Metzger an sich ja weit entfernt von jedem Aberglauben, dennoch wäre es die reinste Realitätsverweigerung, in Anbetracht der an diesem Morgen bereits eingetretenen Ereignisse nicht von einer Anhäufung böser Omen zu sprechen:

- Mit schwerer Migräne in seiner Werkstatt erwachen, und das, ohne am Vortag entsprechend ordentlich gesoffen zu haben! Jammerschad also um den Schmerz, zahlt sich in diesem Fall ja gar nicht aus.
- Sich in seinen einzigen schwarzen, ewig nicht getragenen Anzug schmeißen wollen und erkennen müssen: Das Teil ist trotz Schattendasein von selber geschrumpft, mindestens um eine Kleidergröße. Also hinaus auf die Straße.
- Direkt vor der Werkstatt durch den Park Richtung Innenstadt marschieren und – so wie die Tage zuvor – auf diesen seltsamen Kerl stoßen, der da auf einer Bank sitzt.

Ein Monstrum, groß, breit, bärenstark, kahlköpfig. Fast täglich geht dieser Fleischberg an seiner Werkstatt vorbei und glotzt durch die Scheibe herab in den Gewölbekeller, als würde er sich nicht hereintrauen oder den Restaurator beobachten.

- Die Herrenabteilung irgendeines x-beliebigen Modehauses erklimmen, mit den günstigsten Dreiteilern in die Garderobe verschwinden, auf engstem Raum keuchend ein paar Turnübungen absolvieren, Ausziehen-Anziehen, Ausziehen-Anziehen, und es ausgezogen mit einem Menschen zu tun bekommen, der bisher schöner vom Erdboden gar nicht verschluckt hätte sein können, egal ob tot oder lebendig.

Wenn das nicht grausam ist, was dann?

Vorhang auf.

„Senekowitsch, verdammt! Lässt du jetzt gefälligst den Vorhang in Ruh, sonst geh ich mich beschweren und jag dir irgendein Bleichgesicht hier auf den Hals!“

„Meine Güte, da sieht man sich nach so langer Zeit wieder, und woran erinnerst du dich zuerst? An das Indianerspielen?“

Als ob sich der Metzger aussuchen könnte, woran er gerne denkt? Ungute Erinnerungen, die extra um Erlaubnis fragen, wann es denn gnädigerweise recht wäre, sich innerlich zu Wort melden zu dürfen, hat er jedenfalls noch keine erlebt.

„Was bist du für ein nachtragender, verbohrter Mensch geworden, Fleischhauer. Wir waren Kinder, damals!“

Das stimmt. Einerseits.

Andererseits ist das natürlich weder eine Entschuldigung, noch lässt es automatisch auf eine sonderlich erfolgreiche intellektuelle Weiterentwicklung schließen.

Und logisch fällt dem Metzger jetzt alles wieder ein. Die Schmerzen, Tränen, blutigen Schusswunden, und natürlich die Senekowitsch-Mama.

„Wie lang haben wir uns aus den Augen verloren. Willi?“

„Verloren?“

„40 Jahre?“

„Mindestens, Senekowitsch. Mindestens! Schad, dass es nicht mehr geworden sind!“

Vorhang zu.

Das U-Hakerl

Nein. Heribert Senekowitsch ist dem Metzger die letzten Jahrzehnte wirklich nicht abgegangen. Richtig froh war er, wie von einem Tag auf den anderen die Senekowitsch-Wohnung geräumt und keines der Familienmitglieder in Willibalds Grätzl jemals wiedergesehen wurde. Ertragen musste er ihn ja schließlich lang genug. Zuerst vom Kinderwagen aus, und bereits da war ihm klar, der Insasse im Buggy gegenüber wird sein Buddy wohl nicht werden. Dann in der Sandkiste drüben im Besslerpark, später Schaukel, Rutsche, Kindergarten, Volksschule und zwischendurch in der Schule des Lebens natürlich. Schließlich wohnten die Senekowitschs und Metzgers nicht nur in derselben Gasse, sondern nur durch diese Gasse getrennt einander direkt gegenüber. Sogar auf gleicher Stockwerk-Höhe. Folglich konnten die einen vom Wohn- oder Elternschlafzimmerfenster aus in das Wohn- und Elternschlafzimmer der anderen blicken.

Dort Vater, Mutter, Heribert.

Hier Vater, Mutter, Willibald.

Ob die Mutter Metzger den Vater Metzger jemals im Schlafzimmer der Mutter Senekowitsch erwischt hat, blieb zwar ein Geheimnis, dem plötzlichen Kontaktabbruch nach zu urteilen lag es aber durchaus im Bereich des Möglichen. Der kleine Heribert mit seinem Feldstecher war durch den Feldstecher des kleinen Willibald jedenfalls stets einwandfrei zu sehen. Ebenso die Senekowitsch-Mama in ihrem Nachthemd, ihrer Unterwäsche, ja, und mit viel Glück sogar ... pfuh, das waren Zeiten. Aufklärungsunterricht im Homeoffice sozusagen.

Wunderschöne Zeiten.

Nächte gab es, kaum schloss der Metzger seine Augen, da sah er in seinen Träumen die so herrlich üppige Sene-

kowitsch-Mama an ihr Fenster treten, langsam auch noch die letzten Hüllen fallen lassen, ihren Zeigefinger an die Lippen legen – „Psst“ – und ihn mit der anderen Hand zu sich winken: „Komm rüber, Willi! Aber leise.“ Träume, die dann eines Tages ...

Heiß der Sommer. Die Kinder wie so oft mit dem Auftrag versehen: „Geht’s auf die Straße spielen, zum Abendessen seid ihr wieder da!“ All das ohne Handy-Ortung und Drohnenüberwachung. Der Begriff *Straße* eine weit über die Gasse hinausragende Ortsbeschreibung. Im Grunde war damit das ganze Grätzl bis hinaus zu den Glashäusern und Feldern des Vorstadtgärtners Prikopa gemeint.

Alles dazwischen die Prärie:

Die geparkten Autos mussten als Wagenkolonne der Siedler herhalten.

Die Laternenmasten als Marterpfähle.

Die Tauben als Geier.

Und logisch war die Rolle des Winnetou fix vergeben, Heribert Senekowitsch somit der einzig mögliche Häuptling der Apachen, die übrigen Stammesbrüder leider alle tot.

„Und was is mit Old Shatterhand, Heri?“

„Den gibt’s net! Und jetzt rennts, ihr Wappler!“

Er somit der einzige edle Wilde, ergo alle anderen irgendwelche unsympathischen Cheyenne, Komantschen, Kiowa oder gleich Bleichgesichter.

Bewaffnet mit zwischen Daumen und Zeigefinger doppelt gespannten Gummiringerln zog man in den Kampf, geschossen wurde in der Regel mit kleinen Stanniolkugeln oder zu saftigen Patzen rundgelutschten Papiertaschentuchfetzen. Ja, und wo eben die Regel, da auch die Ausnahme.

„Aber Heri, das ist verboten und gefährlich!“

„Rennen sollt’s!“

Nein, da kannte Winnetou kein Erbarmen, wenn er seine Munition aus der Hosentasche zog.

U-Hakerl. In der Mitte gebogene Nägel mit zwei Spitzen, die sich höchst effektiv durch die Gegend schnalzen ließen. Wer da mit einem Stück nackter Haut die Flugbahn kreuzte, dem gnade Gott. Ja, und weil Sommer, eben auch viel solche nackte Haut.

Heribert Senekowitsch zu entkommen war unmöglich.

An diesem Nachmittag aber bohrte sich so ein U-Hakerl unmittelbar vor den Augen der in ihrem Strickwarengeschäft stehenden Senekowitsch-Mama in des Metzgers Hinterteil, und von da an wusste er, wie seine große Liebe eines Tages auszusehen hatte.

„Schau dir den armen Willi an. Du Teufel, du ...!“ Hausarrest, Taschengeldentzug, Fernsehverbot, Spielsachen weg, und und und, das ganze Programm. „Komm, Willi, ich hol dir das U-Hakerl raus!“

Im Schlafzimmer der Senekowitsch-Mama musste er sich auf die Tagesdecke aus Merinowolle platzieren.

„Hier ist es weich. Und das wird jetzt wehtun, mein Liebling.“

Wie Balsam auf seiner Seele, diese Worte. „Mein Liebling“. Von der zarten Hand auf seinem Allerwertesten ganz zu schweigen. Wie gut für den kleinen Willi, in dieser Situation auf – und somit irgendwie auch unter – dem Bauch gelegen zu sein. Ja ja. Haufenweise U-Hakerl hätte er sich damals hineinjagen lassen, der Metzger, nur um diesen wunderbaren Moment wieder erleben zu dürfen, diese erstmalige Ahnung von Erotik, den Geruch der Senekowitsch-Mama in seiner Nase. Die Augen schließen musste er vor lauter Glückseligkeit, jeder seiner Atemzüge der reinste Genuss.

Kopfnote: Lychee, Pflaume, Orangenblüte.

Herznote: Maiglöckchen, Rose, Jasmin.

Basisnote: Amber, Sandelholz, Vanille.

Kurzum: Joop! Le Bain.

Erst Jahrzehnte später begegnete er diesem Duft erneut, um davon endgültig nie wieder loskommen zu wollen. An Danjela Djurkovic.

Und wie er nun so ertappt in der Umkleidekabine steht, wird dem Metzger schlagartig klar: Wer weiß, hätte es die Senekowitsch-Mama nicht gegeben, vielleicht wäre ihm seine Danjela nicht gar so intensiv auch über die Nase in sein Herz gekrochen und müsste er heute gar keinen Anzug kaufen.

„Geh mir nicht auf die Nerven und am besten dorthin, wo du hergekommen bist, Senekowitsch!“

„Das geht nicht, du Pechvogel, hehehe!“

Vorhang auf.

„Verdammt, Senekowitsch!“

„Ich arbeite hier!“

„Als Spechtler, oder wie! Darf ich mir vielleicht vorher noch meine Hose anziehen, bevor du komplett in der Garderobe herinnen stehst?“

„Meine Mutter würd sich über den Anblick jetzt sicher freuen, Fleischerl. Vorausgesetzt, sie könnt sich an dich erinnern!“

Das trifft den Metzger natürlich, denn die Senekowitsch-Mama war ein guter Mensch.

„Oh, das tut mir leid. Demenz?“

Jetzt lacht er, der Heribert.

„Wie kommst du auf Demenz, du Kasperl! Tot ist sie. So wie deine! Mit Demenz könnt sie sich wahrscheinlich nur an mich nicht erinnern, weil du warst ja immer der

Vorzeigebub! *Wenn'st wenigstens ein bisserl so wie der Willi wärst!*“, hebt er kurz die Stimmhöhe.

Kurz wird es still zwischen den beiden, weiß der Metzger nicht, was er darauf antworten soll, und auch Heribert Senekowitsch wirkt ein bisschen nachdenklich.

„Aber ganz ehrlich, Fleischerl, ich freu mich wirklich, dich zu sehen. Bist schon verheiratet?“

„Das geht dich aber wirklich nichts an?“

„Wird schon werden. Auch ein blindes Hendl findet mal einen Hahn im Korb!“, streckt sich Heribert Senekowitsch empor, gertenschlank, wie er ist, und blickt über den Metzger hinweg in den Spiegel der Umkleidekabine. „Ich toller Hecht bin auch noch zu haben, möge das passende Katzerl also endlich den Stier bei den Hörnern packen, aufs richtige Pferd setzen und sich zum Schnurren bringen lassen!“

„Dann würd ich an deiner Stelle nach einer Zoologin annoncieren!“

Schallend jetzt das Lachen des Heribert Senekowitsch.

„Nicht schlecht, Fleischerl. Das passt. Meine Traumfrau ist Tierärztin!“ Dabei mustert er den Metzger eindringlich und erklärt: „Was nicht passt, sind die Größen, die du dir ausgesucht hast, weil schlanker bist du ja nicht grad geworden. Außerdem würd ich an deiner Stelle in die Behindertengarderobe ausweichen ...“

Vorhang zu.

„Trottel!“

„Du hast mich nicht ausreden lassen“, tritt Heribert Senekowitsch nach vor, grad, dass sich sein Gesicht nicht als Relief durch den Stoff schiebt. „Weil in der Behindertengarderobe ist mehr Platz zum Probieren, hehehe. Alles Anzüge, wie ich sehe! Lauter schwarze. Und einer preiswerter

als der andere. Es soll also etwas Billiges, Geschmackloses sein? Für ein Begräbnis?“

„Verschwind!“

„Nicht. Dann so etwas Ähnliches: eine Hochzeit! Bist du bei deinem schlechtesten Freund eingeladen?“

Und allein das Ausbleiben der Antwort scheint Heribert Senekowitsch schon Erklärung genug zu sein. Bösertig sucht sich sein Dreifach-Lacher den Weg durch die Herrenabteilung.

Vorhang auf.

„Sag nicht, du bist selbst der Bräutigam!“

„Lass mich endlich in Frieden!“

„Ha, ich hab recht! Na, das nenn ich Liebe, mit solchen Fetzen vor den Traualtar treten wollen, oder heiratest du schon zum dritten Mal, du Weiberheld?“

„Ich wiederhol mich gern: Trottel!“

„Jetzt sag schon: Wann ist dein großer Tag? Bei diesem Dreck, den du dir da Hals über Kopf kaufen willst, könnt man ja annehmen, du heiratest schon morgen?“

Und abermals verrät sich der Metzger durch sein Schweigen. Elende Kommunikation. Wie man's macht, ist es falsch.

„Verdammt, Fleischerl, ich hab schon wieder recht.“

„Na und! Was ist dabei? Ich hab den alten Anzug erst heut probiert!“

Wahre Männer eben. Da wird kein Gschisti-Gschasti betrieben, sich nicht mit Nebensächlichkeiten wie Kleidergrößen oder Styling beschäftigt, geschweige denn ein Gedanke daran verschwendet, so etwas wie die Zeit könnte ab einem gewissen Alter nicht nur an Türstöcken, Kalenderblättern und Grabinschriften, sondern auch Hüften Spuren hinterlassen.

„Der größte Fehler, der einem Mann in einer Ehe passieren kann, ist ja bekanntlich die Eheschließung, trotzdem geht unsereins schon mit ein bisserl Stil zum Schafott, mein Lieber. Du kannst doch deine Zukünftige in keinem alten Fetzen heiraten!“

„Der Anzug war noch gut genug, und es spart Geld!“

„Dich von mir einkleiden zu lassen spart Geld und vor allem Sorgen. Ich bring dir einen passenden, da können sich dann die Wanzen wieder gut verstecken, hehehe!“

„Idiot.“

„Am besten ein guter Stoff mit hohem Stretchanteil. Sketchanteil in deinem Fall. Ach Fleischhauer. Mit dir hat man was zu lachen. Deine Zukünftige darf sich freuen. Und? Wer ist die Unglückliche?“

[...]

Der Anfang vom Ende

Schlank, geschniegelt, braungebrannt – und Sonne war das keine –, so wartet der Szenewinzer Thaddeus Dornhauer mit einem eindeutig als Priester erkennbaren jungen Mann vor seinem Sommer-Pavillon. Angespannt wirken sie beide.

Nur zu Fuß oder in Ausnahmefällen per Taxi ist der neu errichtete, zwischen Weinbergen gelegene Bau mit seinen großen Glasfenstern erreichbar, denn viele Parkmöglichkeiten gibt es hier nicht. Ausgehend von Dornhauers Weingut heißt es einen schmalen Schotterweg zwischen den Weinstöcken auf diese kleine Anhöhe des wohl nobelsten Außenbezirkes der Stadt heraufmarschieren. Mit herrlichem Blick über selbige. Schifft es nicht grad wie aus Scheffeln, könnte die Lage des Ortes, um sich das Jawort zu geben, im Grunde schöner kaum sein – vorausgesetzt natürlich, man lässt den Eigentümer außer Acht.

„Waren Sie vorher noch gemütlich beim Frühshoppen, oder was soll das?“, spannt Thaddeus Dornhauer seinen schwarzen Schirm auf und geht forschen Schrittes dem Pritschenwagen entgegen. Immer noch prasselt der Regen herab, so wild, als wollte er vor dem Metzger eine Barriere aufziehen, eine kaum zu durchbrechende Mauer.

Schlecht ist ihm, schwindlig, und sein Puls läuft Amok. Als Hysteriker würde er eine Panikattacke vermuten, so aber weiß er: Nix Attacke. Nur Panik. Vor dem Auftritt, den Menschen, der Künstlichkeit dieser Prozedur. Und dazu der Ärger natürlich.

„Wenn ich bitten darf, Herr Metzger, es warten schon alle!“, nickt ihm der Priester aufmunternd zu. Mit ruhiger Geste deutet er in den Pavillon. Dornhauer hingegen steht kurz vor der Explosion: „Und Sie parken Ihre Rostschüssel

so wie alle anderen unten, nicht dass noch jemand glaubt, ich stell Schwarzarbeiter an, und mir die Polizei schickt!“ Hochgradig gereizt scheint der Wirt, hektisch, nervös, sieht sich immer wieder um. Das Koks vielleicht? Das chinesische Sternzeichen Hahn? Das Finanzamt? Der Metzger aber lässt sich nicht einschüchtern:

„Der Wagen bleibt hier, Dornhauer, verstanden! Petar Wollnar ist mein Trauzeuge!“

„Dann stellen Sie den Kübel wenigstens neben das Sallettl, verdammt, man muss hier zufahren können.“

Gesagt, getan. Ausgestiegen. Und los.

Überwindung kostet den Metzger jede Bewegung, nicht nur des Sauwetters wegen. Ohne weiteren Kommentar geht er an Thaddeus Dornhauer vorbei, unwissend, ob ihm dieser eitle Pimpf jetzt, nomen est omen, nicht hinterrücks den Dorn, sprich das Hackl, ins Kreuz haut.

Schwer sind die Beine, die Schultern, der Kopf, alles. Wie sein eigener Fremdkörper fühlt er sich grad, der arme Willibald. Wo ist sein altes Leben nur hin, diese Insel, auf der er mit Danjela stranden durfte, um von dort nie wieder fortzumüssen?

Hinter Dornhauer und Petar Wollnar betritt nun auch der Metzger den grauen Schieferboden des gläsernen Sallettls, zögerlich, und will hinter sich die Türe schließen.

„Offenlassen!“, zischt ihm Dornhauer zu.

„Aber es schüttet!“

„Trotzdem brauchen wir Luft herinnen! Oder wollen S' ersticken? Und jetzt los!“, deutet er voranzugehen.

Wie ein Trommelwirbel prasselt der Regen auf das dünne Dach und treibt ihn vorwärts, diesem großgewachsenen Fremden entgegen, der nun in elegantem hellem Anzug und schwarzem Hemd mit Piuskragen hinter einem Tisch steht. Ein Leihpriester vielleicht, Freiberufler. Nebener-

werb. Was weiß man schon. Dazu ein weißes Tischtuch, weiße Rosen, Schale, Kelch, Messbuch.

Es ist angerichtet.

Jeder Schritt kommt dem Metzger wie ein Abschiedsgruß an seine Mündigkeit vor, links und rechts gesäumt mit vollbesetzten Sesselreihen, dazu das Getuschel, das Räuspern, viele unbekannte Gesichter, manche Hände heben sich zum Gruß. Hürrem Yildirim winkt ihm zu, streckt den Daumen hoch.

Menschen, die er so lang schon nicht mehr gesehen hat. Jeder woanders hingezogen.

Halbschwester Sophie Widhalm und ihr Partner Toni Schuster sind extra aus dem Ausland eingeflogen. Und sogar die kleine Matuschek-Pospischill, sprich Lilli, ist weit angereist. Vorbei die Zeiten, als sie noch in seiner Werkstatt saß, ihren Kinderhobel in der Hand, ihr Hamsterkäfig dahinter, darin ihr lebender Hamster Hubertus, mehrfach bereits heimlich ausgetauscht gegen den toten Hamster Hubertus, um das rührige Kinderherz nicht zu brechen. Mittlerweile lebt sie irgendwo weit draußen auf dem Lande, melkt Kühe, füttert Schweine, hat mit ihrem neuen Stiefpapi Uwe bereits ein Fohlen entbunden, einen Hund abgerichtet, haufenweis frisch geworfene Kätzchen verschenkt, ein erlegtes Reh ausgenommen und ihre drei Kaninchen Tick, Trick und Track begraben, weil der Fuchs nach Konsumation des Meerschweinchens Donald erst so richtig auf den Geschmack gekommen war.

Ach, wie sehr sie ihm fehlt, jeden Tag.

Nein, da hilft kein Schönreden: Distanz trennt.

An diesem Hochzeitstag aber sind sie alle da, sitzen herausgeputzt und mit fröhlichen Gesichtern zwischen dem herrlichen Blumenschmuck. Viel Zeit, den Metzger in seinem hübschen Anzug zu bewundern, bleibt nicht, denn kaum steht der Restaurator vor dem provisorischen Altar,

trifft unter dem Raunen des versammelten Publikums die Braut ein.

Und auch Willibald Adrian ist, als sehe er nicht recht.

Wenn Schönheit einen Namen hat, dann Danjela Djurkovic. Aufrecht und ernst defiliert sie den Gang entlang. Die Farbe, der Ausdruck, das ganze Erscheinungsbild. Wie eine Königin. Bombastisch der Anblick. Ein prächtiges weißes Kostüm verleiht ihr Grazie, die Jacke wie maßgeschneidert, die Hose bodenlang, in eleganter Weite, ausschwingend wie ein Rock. Die weißen Schuhe einst ein Stilbruch, weil Sneakers, heutzutage aber der Tupfen auf dem i. Dazu eine perfekt sitzende Hochsteckfrisur und trotz Sauwetter große schwarze Sonnenbrillen. Ein wenig wie Audrey Hepburn in Frühstück bei Tiffany, zwar in blonder, deutlich weniger abgemagerter Ausgabe, aber nicht minder elegant.

Und allein.

Keine Begleitung, kein Elternteil, kein Verwandter, der die Braut übergibt. „Hab ich alles nix mehr!“, war stets die Antwort zu Fragen, ihre Familie betreffend.

Mit zittrigen Händen nimmt Willibald Adrian Metzger seine Zukünftige in Empfang. Und trotzdem fühlt sich alles so fremd an. Distanziert. Auch hier fehlt ihr Vanille-Aroma. Nur der Haarfestiger duftet. Ihre ansonsten weichen, aber trockenen Finger sind in Handschuhe gehüllt. Ihre so rosige, gesunde Haut blass, das Kinn weiter erhoben als sonst, kein Blickkontakt möglich hinter ihren dunklen Gläsern.

Wo ist die Nähe?

Wo die Freude?

Die Liebe?

So dicht steht seine Danjela nun neben ihm, und dennoch scheint sie unerreichbar. Vielleicht plagt sie das schlechte Gewissen betreffend Wohnungsumbau und Hochzeitsüberraschung.

Wie gern würde er ihr zuflüstern: „Schluss mit dem Theater, das alles sind doch nicht wir! Komm!“ Und dann nur noch raus. Doch je länger das Prozedere dauert, desto apathischer wird der Metzger, desto ungehörter ziehen die Worte des Priesters an ihm vorüber. Auch der Regen lässt langsam nach, das Prasseln in ein leises Trippeln und schließlich Brummen übergehen. Motorengeräusche. Ein Wagen fährt vor, hält an. Ruhig wird es, als wolle der Himmel den Auftakt zu diesem alles verändernden Augenblick nicht versäumen. Vertraute, gut einstudierte Worte. Trocken der Mund des Metzgers, während Madame Djurkovic endlich ihre Sonnenbrille abnimmt, die Augen verschwollen, als hätte sie tagelang durchgeheult.

„Danjela, ich nehme dich zu meiner angetrauten Frau ...“,
suchend sein Blick,
„... ich will dich lieben ...“,
doch ihr Kopf bleibt gesenkt, beschämt fast sieht sie zu Boden,
„... achten und ehren ...“

Ein Knarren in den Sesselreihen, Bewegung, Flüstern.
Dann Schritte aus dem Hintergrund.

„... alle Tage meines Lebens ...“
Schritte, die näher kommen.
„... in guten wie in schlechten Zeiten ...“
Etwas ist hier im Anmarsch.
„... in Gesundheit und Krankheit.“

Etwas Unerfreuliches, der Metzger kann es spüren. Wie erstarrt scheint Danjela. Ihre Hand will er ergreifen.

„Bis dass der Tod uns scheidet.“

Doch sie reagiert nicht.

Stille. Nur der Klang beschlagener Absätze. Tack, tack.
Jemand hat also noch gefehlt.

Kein Bemühen, jegliche Störung zu unterlassen, stattdessen ein Räuspern, Krächzen fast, wie ein Aufbegehren.

Ein Knarren der Bankreihen, ein Umdrehen zuerst der Hochzeitsgäste, dann des Metzgers. Nur Danjelas Blick bleibt starr nach vorne gerichtet.

Zwei weitere Schritte, noch härter nun, auffordernder, wie ein Befehl. Neuerlich ein Räuspern.

Arthouse

Willibald Adrian Metzger hat diesen Mann noch nie gesehen. Anders als die im Hintergrund mit laufendem Motor vor dem Pavillon wartende Limousine. Während der Anreise hierher ist sie ihm bereits negativ aufgefallen, und das will was heißen, denn für gewöhnlich ist Petar Wollnar in seinem Pritschenwagen der mit Abstand langsamste Verkehrsteilnehmer. Anders vorhin:

„Was schleicht der so dahin, verdammt!“

„Vielleicht ein deutscher Tourist mit Leihwagen!“

„Der sich offenbar verfahren hat, weil was will der auf meiner Hochzeit!“

Gemütlich bog der Wagen in die Zufahrt durch die Weingärten Richtung Salettl ein und blieb schließlich am rechten Straßenrand stehen.

Irgendeine E-, S-, X-Y-Z-Klasse, schwarz, glänzend, getönte Scheiben, Oberschicht eben, oder Gebrauchsüberlassung gegen Geld, sprich Leasing.

Ebenso der nun eingetretene Fremde: entweder Oberschicht oder Gebrauchsüberlassung gegen Geld, sprich Auftragskiller, Schuldeneintreiber, Bodyguard. Athletisch, Glatze, perfekt gestutzter Vollbart, grüne Nappaleder-Jacke, trotz sommerlicher Temperaturen braune Lederhandschuhe, wie Danjela Sonnenbrille. In seinem Fall Pilotenlook. Paradebeispiel eines Testimonials irgendwelcher hochpreisiger Uhrenmarken, die zwar auch nichts anderes liefern als jedes Plastikmodell mit Lillifée-Sekundenzeiger, einem Mittelstandshaushalt aber spielend eine neue Küche finanzieren.

Bedrohlich seine Ausstrahlung, da überlegt sich ein nicht im Nahkampf geschultes Mannsbild aus Respekt vor der Intensivstation jede Frage zweimal.

Folglich ist die Stimme einer Frau gefragt.

„Setzen Sie sich dann bitte hin, wie alle anderen auch, oder sind Sie der Fotograf?“, bringt Willibalds Halbschwester Sophie Widhalm aus den Reihen heraus die nötige Courage auf, wird aber keines Blickes gewürdigt. Und genauso ergeht es dem Metzger, da kann er jetzt noch so auffordernd die Hand heben und auf einen leeren Stuhl deuten.

Keine Reaktion.

Auch nicht von Danjela. Nach wie vor scheint ihre Aufmerksamkeit auf den Altar gerichtet, versteinert das Gesicht, dazu neuerlich ein Räuspern dieses Herrn. Reflex vielleicht, ein Psychotick, oder krächzt da gar der Hahn zum dritten Mal. Verrat!

Denn erstens strömt dem Metzger, wie zuvor in seinem Vorzimmer, diese herb eingefärbte Verzweiflung eines hilflosen Deos entgegen, und zweitens kommt nun Bewegung in Danjelas Körper. Ein langsames Umdrehen, ein erstes Ansehen des Metzgers. Kurz müht sich da ihr Wesen durch.

Mitfühlende Augen, wissende Augen. Sprechende Augen.

Anders ihr Mund. Kein Ton. Wozu auch, wenn ein Blick alles zu sagen imstande ist. Und Willibald Adrian Metzger kann darin lesen, klar und deutlich, kann auf Antrieb jene Unglaublichkeit entziffern, für die ohnedies jedes Wort zu viel wäre. Das Eingestehen großer Schuld, die Bitte um Vergebung, der längst gefallene Entschluss. Eine leichte Regung in Danjelas Armen, als würde sie einmal noch nach ihm greifen, ihn an sich ziehen, umarmen wollen.

Doch es bleibt bei diesem Zucken. Eines, das nun auch ihre Augen erreicht. Wimpernschlag, der den Blick löst. Sonnenbrille auf.

Vorbei.

Dann geht sie davon, diese Frau in ihrem weißen Kostüm, die einst seine Danjela war, kerzengerade durch die Reihen, als wären alle Gäste ausgeblendet, gefolgt von dem

Fremden. Zielstrebig verlassen sie den Pavillon, kein Umdrehen, kein Blick zurück, besteigen den Wagen, der gemeinsame Hund Edgar ist darin zu sehen, schlafend, wie es scheint, dazu ein Chauffeur mit offenbar tätowiertem Gesicht. Die Wagentür fällt zu. Motor an. Und Willibald Adrian Metzger trottet langsam den Mittelgang entlang hinaus ins Freie, sieht die dunkle Limousine davonfahren, wie sie die schmale Zufahrtstraße abwärts rollt, und nichts daran erweckt den Anschein einer Flucht, einer Brautentführung. Sogar vor dem Stoppschild hinaus auf die Bundesstraße wird kurz angehalten, der Blinker aktiviert, nach rechts abgebogen, gemächlich, wie die Zeiger einer Uhr, ticktack, rechts, Richtung der Vergänglichkeit.

Die Zeit vermag nicht still zu stehen, niemals. Bei Freude beherrscht sie die Kunst der Beschleunigung, lässt sich verzehren wie ein Stück Gazelle von hungrigen Hyänen. Den Schmerz aber kostet sie aus, genießt ihn Bissen um Bissen, schonungslos.

Das Innere des Pavillons gleicht einem düsteren Standbild. Regungslose Körper, erbleichte Gesichter, die ungläubig durch das offene Tor hinausblicken. Mucksmäuschenstill ist es in den Bankreihen.

Verkehrte Welt, auf den Kopf gestellte Gewohnheiten.

Für solche Dramen fehlt der Erfahrungsschatz. Männer, die Frauen sitzenlassen, wer kennt das nicht. Er der Täter, sie das Opfer. Auch die Umkehrung ist geläufig. Frauen, die Männer sitzenlassen. Sie die Heldin, wieder er der Täter.

Aber jetzt? Mann: Opfer. Frau: Definitiv Täter.

Arthouse statt Blockbuster.

Ganz schlechte Quote. So etwas zeigt weder das Öffentlich-Rechtliche noch das Private vor Mitternacht. Erst, wenn das Publikum ermattet in seinem Sofa versinkt, untergeht, gefügig, zu lahm, um ins Bett zu übersiedeln. So

auch hier. Und die allgemeine Erstarrung hält ein Weilchen, körperlich, geistig. Weiß ja auch kein Mensch, was nun als Nächstes passieren soll.

Es ist die Unternehmensberaterin Sophie Widhalm, Willibalds Halbschwester, die einmal mehr die Initiative übernimmt – „Wartet bitte!“ –, aus dem Pavillon heraus zu ihm ins Freie kommt, sich an seine Seite stellt.

Schwer, die richtigen Worte zu finden. Unmöglich eigentlich. Nichts anderes bringt Sophie Widhalm nun auch zum Ausdruck.

„Viel schlimmer kann es wohl kaum kommen? Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll!“

Ebenso der Metzger. Und es wird nicht besser, denn neuerlich geht diese Räusperei los, wieder in seinem Rücken. Diesmal allerdings als kleinlaute Gefühlsregung.

Trauzeuge Petar Wollnar betritt die Bildfläche. Einer ohne Trauung, folglich nur noch Zeuge. Und als solcher erhebt er nun die Stimme:

„Ich kenn den Herrn!“

Pause, kein Ton, nur Erstaunen.

„Den Herrn, mit dem Danjela ...!“

„Wir wissen, wen du meinst, Petar. Was heißt: Kennen?“, unterbricht ihn Sophie überraschend schroff und verleiht somit den fragenden Augen des Metzgers eine Stimme.

„Das heißt, ich habe ihn gesehen. Bei uns im Stiegenhaus.“

Und so leise, sanftmütig die Worte des Polen Petar Wollnar nun auch klingen mögen, sie sind dennoch schonungslos. Dieser Fremde in seiner grünen Nappaleder-Jacke nämlich sei die letzten Tage zu Besuch gewesen. Ebenso der Chauffeur mit Drachen-Tattoo. Kurz schiebt Petar Wollnar eine Pause ein, betrachtet den verloren wirkenden Metzger, fügt hinzu: „Bei Danjela!“, und muss erst tief Luft holen, um kleinlaut die ganze, aber notwendige Wahrheit

hinterherschicken zu können: „Mehrfach. Und Koffer haben sie auch aus der Wohnung getragen, während du in der Werkstatt gewohnt hast!“

Sophie kann es nicht glauben: „Und da hast du nichts gesagt!“

„Natürlich habe ich Danjela darauf angesprochen: Hochzeitsüberraschung, großes Geheimnis, bitte Still-schweigen, war ihre Antwort. Da hält man doch den Mund, oder nicht?“

Und nun findet der Metzger erste Worte. Alles Wünsche.

Der erste an Sophie: „Mach ihm keine Vorwürfe. Und kümmer du dich bitte um die Leut, ja?“

Zügig geht er los, ohne auf Reaktionen zu warten, direkt auf die Weinstöcke zu.

„Komm. Ich fahr dich nach Hause!“

Nach Hause? Dorthin, wo während seiner Abwesenheit fremde Männer aus- und einspaziert sind?

„Willibald, wo willst du hin? Wir sind hier auf der anderen Stadtseite!“

„Ich muss allein sein, Petar!“

„Aber Willibald ...?“

„Verstehst du denn nicht!“

Leute, die gleich reihenweise aus dem Salettl kommen und ihn mit patscherten Versuchen überhäufen, Gefühls-bekundungen, Aufmunterungen zu spenden, Trost trotz Trostlosigkeit, solidarischen Zorn, vielleicht sogar Fragen, um ihm Erklärungen abzurufen für all das Unbeschreibliche? Nichts davon braucht er jetzt, und am allerwenigsten dieses mitleidige Gestarre, als kauere er wie Orang-Utan Vladimir in des Kaisers Zoo an die Glasscheibe gepresst in seinem Gehege, den Blick an der Zuschauerschar vorbeigerichtet, dorthin, wo die Erinnerungsfetzen an seine Freiheit zu finden sind.

Nur noch weg.

Querfeldein, durch die Weingärten hinab, dann auf den Fußweg, rechts die regennassen Reben, links das hoch stehende Gras.

„Stoppelfeld!“,

flüstert er.

„Dir wird doch irgendein Lösungswort einfallen, verdammt!“

Diesmal nicht.

Neugierig, wie es weitergeht?
Hier findest du alle
Informationen zum Buch:
haymonverlag.at/die-djurkovic

Lust, so richtig einzutauchen in neue Geschichten?

In unserem Newsletter versorgen wir dich mit allen Infos rund um unsere Neuerscheinungen, AutorInnen und die Bücherwelt.

[Hier](#) kannst du dich dafür anmelden.